

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(2. Fortsetzung.)

Frau Luciens Stimmung verbitterte sich immer mehr bei der ihr von seiner Seite widerfahrenden Beleidigung. Wie konnte der Mann eine ungebildete Person wie die Amme durch ein Vertrauen bevorzugen, das allein sie, des Kindes Mutter, zu beanspruchen hatte! Warum tat er das? Sie konnte nicht anders, als einen Ausdruck seiner Meinung über sie darin erblicken. Es erschien ihr nicht nur als Zurücksetzung, sondern als Demütigung, die er absichtlich gegen sie äußerte . . . die Folge davon war Empörung . . . es gab Stunden, wo sie diese ihr angetane Kränkung beweinte.

„Weil ich arm war, als er mich heiratete, bin ich wertlos in seinen Augen,“ sagte sie zu sich. „Zwischen der Amme und mir findet er nur den einzigen Unterschied, daß er sie bezahlen muß, ich aber . . .“ sie erschrak vor dem, was sie aussprechen wollte und schlug die Hände vor die Augen. Es war eine Wohlthat, dies Weinen, dem sie sich unwillkürlich überließ; aber es hatte eine Folge, welche sie zu einem ganz andern Gedankenbereich brachte. Die Heide lebte in ihrem Gedächtnisse auf . . . nicht das aufgebrochene Hümngrab mit seinem kalten Aushauch und seinen Aschengefäßen, sondern der junge schöne englische Cavalier, Sir Richard Clinton, der so lieb sich mit ihr unterhalten, an den nicht mehr zu denken, sie sich alle Mühe gegeben hatte, was ihr auch unter schwerem Kampfe gegen sich selbst gelungen war, denn sie wollte ihrem schuldlosen Kinde gegenüber keine Sünderin sein; aber jetzt, wo ihr Herz so schwer gekränkt war, jetzt gewann die niedergeworfene Erinnerung an ihn neues Leben, neue Kraft.

Gretchen war wieder munter. Es machte dem kleinen Dinge viel Spaß, den Papa am Barte rausen zu können, und als gingen von ihren rosenroten Fingerchen wohlthuende Lichtstrahlen auf ihn über, so aufgeräumt wurde er. Als er die Kleine eines Nachmittags schlafend fand und Frau Lucie zu ihrer Obhut bei ihr am Bettchen sitzend, äußerte er scherzend, daß er in ihr wohl bald auch eine Assistentin für die Vereitung von Kräuter-Medicinen in seinem Laboratorium besitzen werde.

„In mir?“ fragte die junge Frau überrascht, indem sie ihn verwundert anblickte. „O, du dürftest dich da sehr täuschen.

Ich verspüre gar keine Neigung zur Bekanntschaft mit den Manipulationen in deiner schwarzen Küche.“

„Nun, ich will nicht grade behaupten, daß mein Laboratorium durch die Ehre deiner Teilnahme an unsern Arbeiten besonders ausgezeichnet werden würde, denn die Küche, in welcher Frauen walten, ist freilich anderer Art als die eines Chemikers; aber ich glaube, der Verwaltungsposten über mein Herbarium dürfte sich ganz für dich eignen. Du bist auf dem besten Wege, dir die nötigen Kenntnisse dazu zu erwerben.“

„Das klingt seltsam,“ entgegnete die junge Frau. „Ich kann mich doch garnicht entsinnen, daß ich dir durch Fragen nach einer oder der andern Mischung deiner Medikamente lästig gefallen wäre!“

„Nein, daß nicht, Kind; aber du studirst in den im Pavillon zurückgelassenen botanischen Werken meines seligen Vaters und ich glaube darin ein Zeichen zu sehen, daß du Neigung zur Kenntnis der Pflanzenkunde hättest,“ antwortete Doktor Philipp und fügte scherzend hinzu: „Nur auf Eins will ich dich aufmerksam machen. Lies die Bücher nicht von hinten nach vorn, das verwirrt im Studiren. Ich fand den letzten Band des botanischen Werkes auf dem Tisch liegen, du hattest ihn in seine alte Ordnung zurückzustellen vergessen.“

Lucie wurde über und über rot im Gesicht, als ob er sie wegen Unordnung ausgescholten, und doch war es nur der Schreck, sich an die von ihr mitgenommene, von seinem Vater zurückgelassene Schilderung der Wirkungen des Cytisin erinnert zu sehen.

Doktor Philipp wurde von einem seiner Arbeiter in die Apotheke hinunter gerufen, der Gegenstand seines Gesprächs mit Lucie hatte somit ein Ende gefunden.

Sie war sehr bestürzt, daß er das Blatt vermissen könne, da er aber desselben nicht erwähnt hatte, beruhigte sie sich allmählich und nahm sich vor, sobald sie wieder den Garten besuche, es an seinen früheren Platz zu bringen. Wozu sollte es ihr auch nützen?

Das eheliche Zusammenleben des Doktors und seiner Gattin blieb dasselbe gleichgiltige, wie es bisher war. Niemand hätte mit Bestimmtheit sagen können, es sei kein glückliches . . .

Schelt- und Zornworte gab es nicht zwischen ihnen. Doktor Philipp liebte seine Wissenschaft viel zu sehr, als sich mit gewöhnlichen Dingen abzugeben, und Frau Lucie gab sich mit Leidenschaft dem Denken an Sir Richard Clinton hin. Dieser schöne junge Cavalier blieb ihr unvergeßlich, er hatte sie unter den andern Frauen ausgezeichnet, sie zum Gegenstand seiner Huldigung gemacht, was ihr ungemein schmeichelte. Was hätte ihre Eitelkeit mehr entzünden können, als daß er bei seiner Ehre versicherte, sie sei überaus liebenswürdig, und wenn sie die Seine wäre, würde er es als seine Lebensaufgabe ansehen, ihr alle nur denkbaren und in seiner Macht stehenden Vergnügungen zu gewähren?

Die Wirkung dieses Geständnisses machte einen veräusenden Eindruck auf sie, es wurzelte unvergeßen in ihrem Gedächtnisse wie ein Ton, dessen Widerhall beständig im Ohre des Hörers fortklingt.

Freilich verblasen Sonnenblicke, Farben und Töne; aber die junge Frau hielt einen solchen Wandel nicht für möglich und doch gab es etwas, das im Verlaufe der Zeit einen ihr selbst staunenswürdigen Einfluß auf sie auszuüben begann, dem sie sich nicht entziehen konnte und dieser sie sich selbst untreu machende, sie gleichsam verwandelnde Zauber war . . . ihr Kind.

Die Kleine hatte kaum die erste Jahresgrenze erreicht und war gesund und kräftig, ein heiteres kleines Wesen, das freilich nur erst lallen konnte; aber alle, die in seinen Bereich kamen, kannte und fröhlich anlachte. Auffallend war es, daß Gretchen große Vorliebe für Frau Lucie, ihre Mutter, besaß, welche sich bisher fremd gegen sie in der Vorausicht gehalten, daß die Amme das Kind ganz an sich gewöhne . . . und doch war dem nicht so, ja es erwies sich sogar das stritte Gegenteil. Kein Morgen verging, daß die massive Pflegerin der Kleinen diese nicht zum gemeinsamen Frühstück gebracht hätte. Das war dann immer ein Jubel für Eltern und Kind. Die Bäcklein vom gesunden stärkenden Schläfe gerötet wie Pfirsiche, die dicken Arme nach Frau Luciens Gesicht ausgereckt und vom Arme der Amme sich vorneigend, tätschelten die weichen Händchen der Mutter Wangen und das freundliche runde Engelsgesichtchen drückte sich lieblosend an diese an, daß es garnicht möglich gewesen sein würde, die Kleine von sich abzuwehren. Solche Hartherzigkeit wohnt auch in keinem Mutterherzen. Und ähnliche Lieblosungen empfing Doktor Philipp. Wie sichtbar Segen verfloß über dieses heitere Spiel die einander abwendig gewordenen Elternherzen zum Frieden.

Frau Lucie hätte nie geglaubt, daß so wenig dazu gehört, um sich glücklich zu fühlen, jetzt hatte ihr Kind dies zustande gebracht, und immer seltener stieg in ihrem Denken die Erinnerung an Sir Richard Clinton auf, die in ihrem Herzen einen so schlimmen Zwiespalt erregt hatte. War die Kleine in ihrer Nähe, und dies gehörte zu den öfteren Vorkommnissen des Tages, denn Gretchen versuchte unter ihren Augen ihre Steh- und Gehübungen an einigen zu diesem Zwecke nebeneinander aufgestellten Stühlen, da Doktor Philipp die Laufförbe als Berderber der noch weichen Knochenstruktur des kindlichen Körpers gänzlich verwarf, so behielt sie auch keine Zeit, um auf anderes ihre Aufmerksamkeit zu richten. So verstrichen einige Monate, ohne irgend eine Störung des friedlichen Einverständnisses in ihrer Ehe.

2. Die Reise ins Bad.

Wie sehr Doktor Philipp bestrebt war, den Gesundheitszustand seiner Familie auf möglichster Höhe zu halten, denn der Winter war ein außerordentlich schlechter gewesen, in dessen Gefolge mancherlei Uebel sich mit eingefunden hatten, betätigte sich in der Veränderung ihres Aufenthalts. Er hatte Frau und Kind nach Österode am Abhange des Harzgebirges gebracht, wo von ihm mehrere Freunde lebten, von denen er überzeugt war, daß sie treulich für sie besorgt sein würden; indes trotzdem wies sich die Gesundheit Frau Luciens keineswegs gekräftigt und im Juni holte er sie nach Hildesheim zurück. Es war selbstverständlich, daß nun die Besuche des Gartens in der Vorstadt

wieder aufgenommen wurden . . . Gretchen bedurfte den Genuß der frischen Luft.

In einem der nächsten Tage sagte Doktor Philipp, daß sie am Nachmittag nach dem Garten hinaus fahren würden, da der Staub auf den Wegen ein zu arger sei; um unbelästigt davon die ziemlich weite Strecke zu Fuße zurückzulegen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fand Frau Lucie daselbst manche Veränderungen, an die sie nicht im entferntesten gedacht hätte. Auf der Terrasse längs der den Garten von der Straße abgrenzenden Mauer spannte ein mächtiger Pflanz auf hoher Säule ein weites Dach, vor Sonnenschein und Regenschauer schützend aus und bot denjenigen, die das Treiben auf der Straße beaugenscheinigen wollten, bequeme Lehnbänke, und Ziersträucher waren oben als Einfassung angepflanzt. Es machte sich ungemein schmuck.

Und noch freundlicher, obwohl keine Aussicht damit verbunden war, präsentirte sich jetzt das Rondel. Das dürrig und kahl aussehende Wasserbecken war einer zierlich aus Sandstein gearbeiteten Muschelschale gewichen, in welcher eine Partie Gold- und Silberfische munter sich tummelte. Bei dieser Umgestaltung hatte die Vorsicht für das Kind recht sichtbar gewaltet. Ein aus einfachem runden, oben in einem Eisenreif festgenietetem, dicht nebeneinander stehenden Eisenstangentreis bestehendes Geländer umschloß das Becken. Die Kleine konnte nur mit den Händchen durchgreifen, wenn sie die glänzenden Fische füttern wollte, was sofort zu ihrem größten Jubel ins Werk gesetzt wurde, da der Doktor das nötige dazu mitgebracht hatte. Die schmucklose Eisenröhre, welche früher nur einen dünnen Wasserstrahl spendete, war entfernt worden, dafür blies jetzt auf einem Felsstück stehend die steinerne Figur eines Triton aus einem Muschelhorn einen dreifach stärkeren Wassersturz in das Becken nieder. Es war ein hübscher, anheimelnder Platz geworden, überschattet von den sich darüber hinneigenden Baumästen.

Während die Amme mit dem fröhlichen Gretchen am Bassin zurückblieb, geleitete der Doktor seine Gattin durch den kleinen Ziergarten, welcher mit einigen neuen, aber sich durch ihre fremdartige Schönheit besonders auszeichnenden Blumenarten vermehrt sich zeigte.

„Du hast wohl den ganzen Garten umgestürzt?“ fragte Frau Lucie lachend.

„Das schon nicht, nur hier und da ihn ein wenig nach den Ansprüchen des jetzigen Geschmacks umgewandelt“, antwortete er. „Wo wir jetzt hinkommen, ist alles geblieben, wie es gewesen. Ich wollte nicht die Hand an meines seligen Vaters Lieblingsaufenthalt legen.“

Seine Rede bezog sich auf den Pavillon; Frau Lucie verstand ihn und ein leichteres Atmen war die Folge davon. Unwillkürlich griff sie mit der Hand nach der Tuchnadel, welche die beiden Hälften ihres Longhawl's unterhalb des Halses zusammenhielt, ein leises Knattern, wie von Papier kommend, drang zu ihrem Ohr, Doktor Philipp hörte es nicht, er hatte sich nach der entgegengesetzten Richtung gewendet, um nach seinen abseits stehenden botanischen Pflanzen zu sehen.

Das kleine alte Gebäude hatte in der That keine Veränderung aufzuweisen, doch aber eine Neuerung, denn statt der gewichtigen, in schwerfälligen Einbänden, wie sein Vater sie hinterlassen, standen auf den beiden Wandbrettern jetzt eine Anzahl hübsch eingebundener, handlich bequemer Bücher, die Titel in Golddruck auf den Rücken tragend. Luciens erster Blick war auf sie gerichtet, sie wurde blaß bei diesem Anblick, denn sie erkannte die Unmöglichkeit, das unter ihrem Busentuche mitgebrachte Blatt in das Buch zu legen, dem sie es früher entnommen. Ihr Gatte hatte ihren erschrockenen Blick bemerkt, aber er war weit von der Ahnung entfernt, was demselben zugrunde liege. Er erklärte ihr, daß er für den Fall eines unangenehmen Regenschauers, der sie nötige, für sich, das Kind und die Amme ein schützendes Obdach zu suchen, er auch für eine ihr gewiß zusagende Unterhaltung Sorge getragen habe.

„Ich habe diese Veränderung gleich beim Eintreten bemerkt“, sagte Lucie und setzte lachend hinzu: „Du fürchtetest wohl, ich möchte zu gelehrt werden?“

„Nein, das ist nicht das Richtige“, lautete des Doktors Antwort. „Die Botanik ist ein erhabenes Studium, dessen Ernst eine bedeutende Vorbildung bedingt. Du, meine gute Lucie kannst sie nicht besitzen. Für dich ist belehrende Unterhaltung eine Geisteserfrischung. Und daß du eine solche von nun an hier findest, hat seinen guten Grund.“

„Welchen?“

„Du leidest seit kurzer Zeit an Brustbeschwerden, ich befürchte, daß sich bei dir eine Kachexie ausbilden will. Kachexie nennen wir Aerzte einen übeln Gesundheitszustand. Man muß da bei Zeiten entgegengewirken. Ich verordne dir außer dem Gebrauch einer von mir in solchem Falle als sehr wirksam gefundenen Mixtur den Genuß der warm von der Kuh kommenden Milch. Sie ist eines der gesündesten natürlichen Heilmittel. Du bekommst sie von unserer Gärtnerfrau, welche das von mir bestimmte Quantum, durch sorgsame Verpackung gegen Abkühlung geschützt, des Morgens in unsre Wohnung schickt und des Nachmittags genießest du sie hier sozusagen frisch an der Quelle. Du machst dir dabei Bewegung nach Gutdünken. Im Falle du Müdigkeit fühlst, findest du hier im Pavillon die ungestörteste Ruhe. Die Bücher werden dir eine angenehme und erheiternde Unterhaltung gewähren. Sollte auch dieser Versuch nicht anschlagen, nun, so bleibt uns Reindorf mit seinen wunderbar heilenden kalten Schwefelquellen, die zu allen Zeiten, im Altertum wie in unsern Tagen, ihren großen Ruf bewährt haben, der mit vollem Rechte ein weltkundiger genannt werden kann.“

Er hatte sich warm geredet, über sein hageres Gesicht breitete sich der Anflug einer leichten Röte und Frau Luciens Gesichtsausdruck zeigte eine Rührung, die ihm nicht unbemerkt blieb.

„Wie sehr du um mich besorgt bist!“ äußerte sie laut, als läge ihr das Bekenntnis, daß sie nicht immer daran geglaubt, schwer auf dem Herzen.

„Habe ich denn was Feureres auf der Welt als dich und unser liebes Kind?“ fragte er mit einer Herzlichkeit, welche durch seine gewöhnlich etwas gedrückte Stimme einen sympathischen Anhauch empfing. Sie standen eine Weile schweigend nebeneinander. Vielleicht war es der erste Augenblick in ihrer Ehe, in welchem Lucie sich von dem Bewußtsein erschüttert fühlte, daß sie einer so aufrichtigen, zärtlichen Zuneigung nicht würdig sei. Was war der diesem biederherzigen Manne anstehende Mangel an den Neußerlichkeiten des Welttreibens, des täuschenden Umgangs-schliffs gegen seine ehrliche Empfindungsfähigkeit, von der er nur selten Zeichen kund werden ließ? Die ihm anerzogene Schweigsamkeit glich dem Schnee, unter dessen Decke die vor eisiger Kälte und Sturmeswehen geschützte Pflanze sich stärkt und zum Wachstum emporhebt. Er hatte gegen Lucie alles ausgesprochen, was er empfand, und das war ehrlich wahr. Sie fühlte, daß dieser Mann die ungeheuchelte Liebe eines Frauenherzens verdiene und daß sie an ihm eine Sünderin in Gedanken sei. Das überlud sie mit Scham vor sich selber.

Er ging mit ihr zu den Gärtnersleuten . . . und von diesem Tage an fand sie sich alle Nachmittage dajelbst ein, um frischgemolkene Milch zu trinken. Auch die Amme mit dem Gretchen bürgerte sich bei ihnen ein, weil es da ein Knäblein gab, nur um ein par Monate älter, mit dem das Herrentöchterchen gern spielte. Wie glücklich war die Kleine! Bis jetzt nur auf Vater, Mutter und die Amme beschränkt, konnte sie nun mit einem Altersgenossen spielen.

Hatte früher Frau Lucie sich durch den Argwohn, sie werde durch die Amme beaufsichtigt, schwer gekränkt gefühlt, so wich derselbe jetzt gänzlich von ihr . . . Sie erkannte, daß sie sich getäuscht hatte; die Eva blieb nun nicht allein des Kindes wegen bei den Gärtnersleuten, wo es seinen Spielkameraden hatte, sondern auch ihrer selbst willen, denn mit der Schwiegertochter des alten Gärtners, einer Wittwe, die mit ihrem Anaben bei den Schwiegereltern wohnte, hatte sie große Freundschaft geschlossen. Frau Lucie wandelte demnach fast immer allein, bald nach dem Pavillon, wo sie eine Weile lang las, bald nach dem

schattigen Baumrondel mit dem neuen hübschen und durch sein Plätschern gleichsam musikalisch gewordenen Bassin, in dessen klarem Wasser die Gold- und Silberfische so lustig umher schwammen, oder sie begab sich nach der Terrasse unter den schirmenden Pilz, wo sich ihr der Straßenverkehr zur Schau bot, ein immer bewegliches Bild.

Das Alleinsein lastete trotzdem recht drückend auf der jungen Frau. Sie konnte nicht in Abrede stellen, daß ihr Gatte alles in seinen Kräften Stehende getan hatte, um ihr den Aufenthalt im Garten angenehm zu machen; aber die Einsamkeit, diese schlimme Feindin, vermochte er nicht zu bannen; alles das, was er getan, um Lucien Freude zu bereiten, verlor durch sie seinen Wert . . . die Dede nahm den Reiz von ihrer Umgebung.

Tausende von Frauen würden sich in ihrer Lage glücklich gefühlt haben, sie . . . vermochte es nicht, obwohl sie sich Mühe gab, die Ueberzeugung in sich festzustellen, daß ihr nichts zum Glücke Gehörende mangle. Sie war nicht imstande, die erkälte Empfindung der Leere aus ihrem Herzen zu tilgen. Zuweilen stieg dann die Erinnerung an die Heide in ihrem Gedächtnisse auf, sie wußte sich vor derselben nur durch Flucht im wahren Sinne des Wortes zu schützen. So weiträumig auch der Garten war, so besaß er doch nur zwei Vertiklichkeiten, wo lebensvolle äußere Eindrücke stattfanden . . . bei den Gärtnersleuten und auf der Terrasse, wo der Straßenverkehr fast immer Abwechslung bot.

Eines heißen Nachmittags hatte sich Lucie unter das Schatten spendende Dach des Pilzes zurückgezogen. Hier auf der Höhe war die Luft nie ganz ohne Bewegung und daher auch bei heißen Tagen der Aufenthalt erträglicher als im tiefer gelegenen Garten, wo die Temperatur keine geminderte sein konnte.

Heute war die Straße ziemlich leer von Passanten, denn die Sonne brannte zu heiß, Augenblendend auf sie nieder. Lucie hatte sich ein Buch mit herauf gebracht, dessen feine Kupferstich-Illustrationen sie besonders anzogen. In dieser ruhigen Beschäftigung wurde sie durch ein fernher dringendes Gelächter gestört. Sie legte das Buch beiseite und stand auf, zu sehen, was zu so großer Lachlust anrege. Einige Reiter kamen in voller Carriere daher gesprengt. Sie schienen an dem Garten vorüberzufliegen, der Schweiß stand den angestrenigten Tieren in dicken Tropfen auf der Haut.

„Er holt uns nicht ein . . . Kein Gedanke daran!“ rief einer von ihnen und jubelnd verschwanden sie da, wo die Straße eine Biegung machte.

„Unsinntige Tierquälerei in solcher Sonnenglut!“ schalt Lucie empört über diese Heze. Und nach dem Waldsaume hinsehend, aus dem sich die Straße herauswand, erblickte sie einen sehr langsam nachzügeln den Reiter, der jedenfalls zu denen, die am Garten vorüber gerast waren, gehörte.

„Ich glaube es selbst, daß dieser sie nicht einholt“, sagte Lucie lächelnd vor sich hin.

Es wurde immer sichtbarer, daß er sein Tier absichtlich langsam gehen ließ, um es nicht unnötig anzustrengen. In größerer Ferne folgte ihm ein zweiter Reiter in ebenso gemessenem Schritte und Lucie urteilte ganz richtig, daß dieser sein Reitknecht sein müsse, denn er trug einen roten Rock, der im Sonnenlichte weither leuchtete.

Der erste Reiter präsentirte sich dadurch deutlicher erkennbar. Er schien ein schlanker Herr zu sein, seine Haltung zu Pferde war eine sehr edle; aber was bedeutete das? Je länger Lucie ihm entgegen sah, desto mehr kam eine Unsicherheit über sie, welche garnicht mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Körperhaltung übereinstimmte. Ihr Arm, dessen Hand das Glas hielt, zitterte sichtbar.

„Er ist es . . . er muß es sein . . . ich täusche mich nicht“, redete sie vor sich hin. „Aber wie ist das nur möglich? Ich begreife es nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Helgoland.

Das kleine Felseneiland, welches sich so steil aus dem Meere empor hebt und seine phantastischen Klippen- und Grottenbildungen in den wogenden Fluten der Nordsee spiegelt, ist bekanntlich im Besitze England's, an welches es im Jahre 1814 von Dänemark abgetreten wurde. Helgoland, auch wohl Heiligeland genannt, liegt gerade den Mündungen der Elbe und Weser gegenüber, und wie England es verstand, sich überall meerbeherrschende Plätze anzueignen — es sei nur an Gibraltar und Malta erinnert, — so hat es auch auf dieser Insel festen Fuß gefaßt und beherrscht von hieraus die Mündungen der beiden wichtigsten Ströme Deutschlands und deren Schifffahrt.

Außer der eigentlichen Insel gehören zu Helgoland noch das sandige Vorland, die „Düne“, sowie mehrere Riffe und Felsen, von denen nur noch zwei einen besonderen Namen erhalten haben, nämlich der „Mönch“ und der „Stein“. Die Insel ist etwa eine viertel Meile lang, und die Breite beträgt nur etwa den dritten Teil der Länge.

Man kann annehmen, daß diese kleine Inselgruppe nur die Reste sind einer größeren Insel, welche nach und nach von der nie rastenden Flut zu dem gemacht wurde, was heute noch vorhanden ist. Immer noch dauert der Kampf fort zwischen Fels und Wasser; noch immer unterwäscht und benagt die brauende See das kleine Stückchen Erde, immer enger wird der Kreis, den das wogende Meer zieht, und fast kann man berechnen, wann die Insel ihrem Feinde verfallen, wann sie verschwunden sein wird. Jene schwermütigen Sagen aber, denen wir so häufig an den Küsten der See begegnen, und die erzählen von untergegangenen Wohnplätzen der Menschen, welche sich auf dem Grunde des Meeres befinden, und von denen herauf manchmal dem Glückskinde noch das Leuten der Kirchenglocken ertönt, wird vielleicht um eine vermehrt sein, welche Nachricht gibt über das untergegangene Helgoland. —

Der Eindruck, den der Reisende empfängt, wenn er zum erstenmale die Insel im Sommermunde erblickt, ist recht hübsch in einem Verse eines alt-friesischen Gedichtes geschildert. Es heißt da:

„Roed es det Lunn,
Grön es de Kant
Witt es de Sunn;
Datt es de woager vant Heiligeland“.

Die Farben von Helgoland sind denn auch grün, weiß und rot und noch heute erblickt man auf Flaggen und Schildern obigen Vers in deutscher Sprache:

„Rot ist die Klippe,
Grün ist das Land,
Weiß ist der Sand —
Das sind die Farben von Helgoland“.

Die gewöhnliche Route nach Helgoland geht über Hamburg, von wo wöchentlich mehreremale ein Dampfschiff dahin abgeht. Die Fahrt dauert 8 Stunden; doch werden etwa nur 3 Stunden auf der See zugebracht, während die übrige Zeit von der etwas einförmigen Fahrt elbawärts in Anspruch genommen wird. Für diejenigen, welche Interesse daran haben, zu wissen, wie einem Seekranken zumute ist, sei hier bemerkt, daß das Schiff bei etwas unruhigem Wetter schon recht „schaukelt“ und schon ein großer Teil der Touristen hier dem Neptun das bewußte Opfer darbringen mußte. —

Der erste Eindruck von Helgoland erinnert an nichts mehr, als an eine Szene aus der Oper „Der fliegende Holländer“. Dieselbe glänzende See, die dunklen Klippen und das sandige Ufer. Und derselbe lange, aus Baumstämmen gefügte Hafendamm ragt aus den blauen Fluten hervor, dieselben Gruppen derber, kräftig-schöner Nordseefischer bedecken ihn. Auch die weiten Hosen, die hellblau gestreiften Matrosenhemden, die blau- oder rotwollenen Mützen, mit denen die Männer bekleidet sind, machen einen teatralischen Eindruck, der noch erhöht wird durch

die Kleidung der Frauen, welche aus hellen, rot oder gelb eingefärbten Unterröcken, leichten Oberkleidern und schwarzen Sonnenhüten besteht. —

So klein auch die Insel ist, so kann sie doch zwei Ortschaften aufweisen, die eine auf dem Unterlande, nahe am Strande, die andere auf dem Oberlande, auf der Höhe des Felsens. Der Höhenunterschied zwischen beiden ist etwa 170 Fuß und der Besucher des Oberlandes muß 203 Stufen emporklettern, um dasselbe zu erreichen. Hier befindet sich das Regierungshaus, die Kirche und die Batterien nebst den Militärmagazinen, und alles überragend der berühmte Leuchtturm, dessen Laterne sich 257 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Der Leuchtturm dient nicht nur als Warnung vor den Felsen, auf denen er steht, sondern auch als Merkzeichen für die Fahrzeuge, welche die Mündungen der Elbe und Weser, der Jahde und Eider zu gewinnen suchen. Die Zahl der Häuser beträgt etwa 450, in denen einige tausend Bewohner leben, und sie sind es, die dem Orte sein eigentümliches Gepräge geben. Sehen sie mit ihren dunklen Mauern und roten Dächern doch so sauber und lieblich aus, als hätten Kinder sie neben ihrer Spielzeugschachtel entnommen und sie hübsch in Gassen und Plätzen geordnet aufgestellt.

Ein sehr eigentümliches Gebäude ist die Kirche und noch sonderbarer ist die innere Ausstattung derselben. Von der Decke herab hängen eine Anzahl Schiffsmodelle, die im vollen Schmuck der Segel prangen, und welche als Geschenke an die Kirche sehr in Ehren gehalten werden. Erwähnenswert ist auch der Taufstein, der durch zwei Figuren gehalten wird, von denen Kenner behaupten, daß sie von einem heidnischen Altar herrühren.

Wie angeblich italienische Räuber, ehe sie auf Raub ausgingen, ein brünstiges Gebet zur Mutter Maria emporschieden, um sich ihre Hilfe bei ihrem Unternehmen zu sichern, so ist es auch noch nicht allzulange her, daß in der Kirche zu Helgoland der Prediger von der Kanzel herab ein Gebet zum Himmel schickte, daß der Gemeinde doch das Wrack eines gestrandeten Schiffes als Beute gesandt werden möchte. Und wenn während des Gottesdienstes die Nachricht kam, daß der heulende Sturm ein Schiff auf die Klippen der Insel gesetzt hatte, so klappete wohl der Prediger seine Bibel zu, ergriff die lange, beiläufige Pöke, die für solche Fälle in Bereitschaft stand, und schritt seiner Herde voraus, sie zu ihren Booten führend. Es war nicht die Besorgnis um Menschenleben, welche diese Leute hinaustrieb, sondern die Gier nach Erwerb, das materielle Interesse, die Strandräuberei. Erachteten sie doch das, was das Meer an ihre Küsten warf, auf Grund des sogenannten Strandrechtes als ihr Eigentum. Seit Generationen hatte jeder männliche Bewohner der Insel sich an diesem Erwerb beteiligt, der Brauch war gewissermaßen geheiligt durch sein Alter, und als endlich von außen her ein Druck auf die Bewohner der Insel ausgeübt wurde, jenen Brauch abzuschaffen, da wurde derselbe wohl heimlicher geübt, als vorher, aber erhalten blieb er doch. Damit niemand Kunde von dem Geschehenen bringen konnte, verschwand die Schiffsbesatzung, — das Meer deckte das Opfer und das Geheimnis; niemand kehrte zurück und berichtete, welcher Art das Willkommen war, das ihnen geboten wurde von diesen unbarmherzigen Felsenbewohnern.

Erst dem vorletzten Gouverneur der Insel ist es gelungen, der Strandräuberei einen Damm entgegenzusetzen. Aber auch er mußte einsehen, daß Gesetze uralten im Volke wurzelnden Bräuchen und Ansichten gegenüber ohnmächtig sind, und wenn man heute nichts mehr von Strandräuberei vernimmt, so ist das wohl weniger den eingeführten Repressivmaßregeln, der Furcht vor Entdeckung, als vielmehr den durch die steigende Kultur veränderten Ansichten der Inselbewohner zuzuschreiben. Der erwähnte Gouverneur hat eine Strandwächtertruppe, zumteil aus Bewohnern der Insel, zumteil aus Engländern bestehend,

errichtet. Kommt jetzt Nachricht, daß ein Schiff gestrandet ist, so eilt diese Schar mit ihren aus England eingeführten Rettungsbooten den Unglücklichen, die die Mannschaft bilden, zur Hilfe. Während früher diese Leute nur zu ihrem Vorteil das Wrack

aussuchten, und nicht den Menschen, sondern der Ladung ihre Aufmerksamkeit widmeten, bieten sie jetzt zur Rettung Unglücklicher ihre Kräfte auf und trotz der tosenden Brandung, dem heulenden Sturme und dem blendenden Hagel- und Schneegestöber,



Pfahlborf. (Seite 375.)

und manches Opfer ist bei dieser Rettungsarbeit schon von der brausenden Flut verschlungen worden.

Die Toten, welche an die Insel antreiben, — und wie viele Seeleute finden nicht hier ihr Grab — werden auf dem

kleinen Kirchhof auf der Düne zur Ruhe gebettet. Jedes Grab ist mit einem kleinen schwarzen Kreuze versehen, auf dem der Name des gestrandeten Schiffes und das Datum des Unglücktages, soweit dieselben zu bestimmen sind, verzeichnet werden.

Auch ein Raketenapparat befindet sich auf der Insel, und schon oft ist derselbe mit Erfolg angewandt und durch ihn eine Verbindung zwischen Insel und Brack herbeigeführt worden.

Ein schmaler Meeresarm trennt die Düne von Helgoland. Beide Inseln sind nur dünn mit Erde bedeckt und schwerlich liegt dieselbe irgendwo höher, als 4 Fuß auf dem Felsen. Doch sind Weideplätze für Rindvieh und Schafe vorhanden und im Sommer wird eine ganz hübsche Ernte an Gerste und Hafer eingeheimst. Das hauptsächlichste Einkommen der Insel entquillt dem Fischfang, dessen Ertrag nach Hamburg, und von dort zumteil sogar nach London verschickt wird. Außerdem wird noch eine große Austerbank ausgebeutet, die sich in der Nähe der Insel befindet. Mit außerordentlicher Kühnheit wagen sich die Helgoländer mit ihren kleinen Fahrzeugen auf's Meer hinaus, und schon lange, ehe noch Land zu bemerken ist, begegnen die dem Hafen zu-eilenden Seeschiffe den weißen Segeln der helgoländer Fischer, welche ihnen gleichsam die Botschaft bringen, daß die Reise bald zurückgelegt, die Gefahr bald überstanden sein wird.

Seit etwa 50 Jahren dient Helgoland als Seebad, und besonders sind es deutsche Familien, die von Juni bis September dort ihren Aufenthalt nehmen, und durch das schöne, ungenirte Leben im Freien ist es ein Lieblingsaufenthalt vieler geworden. Die Badegäste werden durch Boote nach der Düne übergesetzt, wo der Badeplatz für Herren ist. Die Damen baden an der entgegengesetzten Seite der Insel, doch werden die Plätze geändert, da sie sich nach Wind, Flut und Ebbe richten. Eine Kapelle gibt des Tages über zwei Konzerte, und zur Unterhaltung der Gäste ist ein kleines Theater errichtet, auf dessen Bühne eine ganz gut geschulte Truppe spielt, deren Repertoire meistens aus kleinen Lustspielen besteht.

Ferde gibt es auf der Insel nicht, und dem Verfasser dieser Skizze sagte einmal eine alte Helgoländerin von 70 Jahren, daß sie es als das höchste Glück ihres Lebens betrachten würde, wenn sie nur einmal ein solches Tier, von dem sie so viel gehört habe, sehen würde. „Aber“, fügte sie traurig hinzu, „das wird mir wohl nicht bescheert sein.“ Wer sich daher die Insel von allen Seiten betrachten will, muß, wenn er nicht vorzieht, ein Boot zu nehmen, seine Füße anstrengen. Der schönste Spaziergang ist der Besuch des Nordendes der Insel, woselbst ein eigentümlich gebildeter Fels sich, abgefordert von der Insel, aus der blauen Flut erhebt. Die Klippen sind voller Höhlen und Grotten, die das Meer ausgewaschen hat. Zur Unterhaltung der Badegäste werden dieselben jährlich zweimal durch bengalische Flammen beleuchtet, was bei stiller See, wenn der farbige Schein sich weithin im Wasser spiegelt, ein prachtvoller Anblick sein muß.

Ein hohes Vergnügen ist solch ein Bad in dem hellen, klaren Wasser der Nordsee, und umgeben von einer Luft, wie sie würziger, frischer nicht gedacht werden kann. Wenn man danach ein sogenanntes „Sonnenbad“ nimmt, und sich auf dem kleinen Sandhügel, durch die überhängenden Felsen vor dem Winde geschützt, zu „süßem Nichtstun“ niederlegt, so überkommt jeden, der nur einen Funken poetischen Gefühls in sich hat, jene eigentümlich schwermütige Stimmung, die jede großartige Erscheinung im Menschen hervorruft; und wahrlich, wohl nichts kann großartiger sein, als dieses ewige, weiße Meer, wenn es, unbeeinflusst von Wind und Wetter, jenes gleichmäßige Heben

und Senken seiner Fläche zeigt, welches man so schön das „Atmen des Meeres“ genannt hat. Oder: wenn der Sturm es bis in seine Tiefen aufwühlt, der weiße Gischt am Felsen zerfließt und das Brüllen der Brandung das Heulen des Sturmes übertönt. —

Überall auf der Insel bemerkt man Spuren verunglückter Schiffe, deren Ueberreste aus dem Sande hervorragen, welcher zugleich das Grab manches Sohnes, manches Vaters ist, dessen Angehörige nie wieder von ihm gehört, und von dem es nur heißt: er ist „geblieben zur See.“

Die im Sommer auf Helgoland anwesenden Gäste mögen sich auf 300—400 Personen belaufen. Eine Spezialität der Insel bilden die Hüte, Muffe, Kragen und manche andere Artikel, die aus den Gefiedern der grauen Seemöve und anderer hier zwischen den Klippen nistenden Seevögeln, an den langen und kalten Winterabenden von den Einwohnern verfertigt werden. Geflügel ist auch der einzige Wildstand; dieses ist aber so reichlich vorhanden, daß es für Jagdliebhaber besonders angenehm sein muß, hier ihrer Leidenschaft nachhängen zu können. Die Lumme brütet in ungeheurer Anzahl zwischen den romantischen Felsen der Westküste und im Herbst landet hier die Waldschnepfe, wenn sie ihre Reise nach Süden antritt. Doch nicht nur diese einheimischen Vögel werden hier gefunden. Auch Geflügel, welches fremden Zonen angehört, wurde hier geschossen, und die ornithologische Sammlung, die der Sekretär des Gouverneurs der Insel angelegt hat, zeigt Exemplare von Vögeln, welche ihre Heimat in Afrika, am Himalaja, ja selbst in Australien haben, und die auf ihrer Wanderung hier ihr Ende fanden.

Während des Winters werden die Felsen geradezu mit wildem Geflügel überschwenmt, und die Schwäne, Gänse und Enten, welche bis in das Frühjahr hinein buchstäblich die Klippen bedecken, machen zu dieser Zeit einen solch ohrzerreißenden Lärm, daß nichts denselben übertönt. Natürlich fallen große Schaaren den Bewohnern zum Opfer.

Vor etwa 12—15 Jahren machte Helgoland sehr viel von sich reden. Diese Insel war damals der Schrecken der See-Versicherungsgesellschaften geworden. Lag sie doch für jene Schiffseigentümer und Kapitäne so gelegen, welche ihre „Sargschiffe“ verschwinden lassen wollten, und dann die hohe Versicherungssumme einzustreichen.

Die Schiffe, die einmal auf die Riffe Helgolands gerieten, waren verloren, und das Schiffsgut, was geborgen wurde, ging meistens auf für das sogenannte Bergegeld, dessen Höhe von der Vorsteherchaft der Insel, also gewissermaßen beteiligten Personen, bestimmt wurde. Mehrere Staaten erhoben damals Einspruch gegen die Höhe dieses Bergegeldes, was eine Aenderung der betreffenden Bestimmungen zur Folge hatte.

Der Reisende, der es möglich machen kann, einen Ausflug nach der lieblichen Insel zu unternehmen, wird sich in allen Fällen, mag er nun gutes oder schlechtes Wetter finden, befriedigt finden. In dem einen Falle wird ihm die ganze Majestät des ruhenden Meeres offenbar, während er im andern Fall den Sturm auf dem Meere und die ganze Großartigkeit einer erregten See niemals vergessen und sich stets mit Freuden erinnern wird seines Besuches von Helgoland.

H. Schlüter.

Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft.

Von Bruno Geijer.

(Schluß.)

Den Embryo einer Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit nannte ich am Schluß des vorigen Artikels das Reichsgesundheitsamt.

Das Programm desselben, wie es in der Denkschrift vom Februar 1878 niedergelegt ist, gipfelt in dem Hinweis, daß

zwei Reze amtlicher Organisation über Deutschland gespannt werden müßten, um das Volk nach wissenschaftlicher Möglichkeit vor Gesundheitschädigung zu wahren, — einmal Stationen zur Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel, der Gebrauchsgegenstände, des Trink- und Nutzwassers und der Luftbeschaffen-

heit in Schulen und allen öffentlichen Lokalen, zum andern Gesundheitsausschüsse, welche den Staats- und Gemeindebehörden mit Rat und Tat bei der Pflege der öffentlichen Gesundheit an die Hand zu gehen haben würden.

Die Untersuchungsstationen sollen bestehen aus je einem Chemiker, einem Arzte und einem Tierarzte, die Gesundheitsausschüsse wiederum, abgesehen von dem den Vorsitz führenden Verwaltungsbeamten, aus je einem Arzte, einem Chemiker, einem Tierarzte, einem Bauverständigen und noch etlichen anderen Personen, über deren spezielle Qualifikation dem Bedürfnisse die Entscheidung vorbehalten ist.

Nehmen wir nun an, daß den umfassenden und schwierigen Zwecken, welche jene Untersuchungsstationen wie die Gesundheitsausschüsse zu dienen hätten, genüge geschehen könnte, wenn auf jeden Kreis oder jeden entsprechenden Kommunalverband im deutschen Reiche je eine der genannten Institutionen errichtet wird, — was allerdings sehr zu bezweifeln ist, da auf jeden solchen Bezirk durchschnittlich weit über 50 000 Einwohner zu rechnen sind und sich dementsprechend eine ungeheure Fülle von Arbeiten ergeben werden für die par Menschen, aus denen Untersuchungsstationen und Gesundheitsausschüsse bestehen —, so würden immerhin in ganz Deutschland beide Einrichtungen sammt Kontrollstationen und Unterstützungsabteilungen gegen 2000 Ärzte, 2000 Chemiker, gegen 2000 Tierärzte, nahe an 1000 Bauverständige u. s. w. umfassen, und diese 2000 Ärzte würden etwa 17% aller Angehörigen des ärztlichen Standes in Deutschland, die Chemiker wahrscheinlich einen viel höheren Prozentsatz und die 2000 Tierärzte sogar ungefähr 33 1/3% ihrer gesamten Berufsgenossenschaft ausmachen.

Dieses gelehrte Heer ist so groß, daß wir den mit aller möglichen Sicherheit vorauszusetzenden Umstand der völligen Anzulänglichlichkeit des bei obiger Berechnung in Betracht gezogenen wissenschaftlichen Personals der Untersuchungsstationen und Gesundheitsausschüsse garnicht weiter zu berücksichtigen brauchen, um einzusehen, daß schon ein solcher Anfang einer Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege in diese den Schwerpunkt der bezüglichen wissenschaftlichen Tätigkeit legen müßte.

Selbst den 17 Prozent aller Ärzte in Deutschland, welche damit unter den großen Reichshut gebracht werden würden, würde die Geschlossenheit der Organisation, das zielsichere, einheitliche Streben, die weitentwickelte Arbeitsteilung und Arbeitsunterstützung, welche durch die Organisation hergestellt und gepflegt werden müßte, ganz unzweifelhaft das Uebergewicht über die außerhalb der Reichsorganisation stehenden, vereinzelt genossen gewähren, zumal das Programm des Reichsgesundheitsamtes, wie ich es im ersten meiner Artikel wiedergegeben habe, jetzt schon ausgesprochener oder unausgesprochener Maßen ziemlich alles umfaßt, wonach die medizinische Wissenschaft sammt Gelehrten und sonstiger Sippe bis zu der entferntesten Verwandtschaft der Staatswissenschaften in allen ihren Haupt- und Grundzügen heute streben können und sollen.

Und nun erwäge man, welchen Teil der Wissenschaft die Organisationspläne der Reichsregierung, als deren Mundstück

das Reichsgesundheitsamt doch wohl angesehen werden darf, treffen.

Die Theologen — wenn man sie, die Diener der Kirche, die Verfechter des Glaubens, höflichkeitshalber auch heute noch zu den Männern der Wissenschaft, diesen Erziehern und Hütern des vorurteilbefreiten Denkens, zählen will — die Theologen jeder der beiden wichtigeren religiösen Konfessionen, sage ich, sind von dem Bande einer Organisation umschlungen, dessen eines Ende von den Händen der Reichsregierung festgehalten wird. Die Juristen sind staatlich organisiert und ihre wissenschaftliche wie politische Unabhängigkeit bewegt sich in äußerst engen Grenzen, — abgesehen davon, daß die Jurisprudenz in nicht viel höhrem Maße als die Theologie auf den Namen einer modernen, oder,

deutlicher, einer wirklichen Wissenschaft Anspruch besitzt. Die dritte unserer universitären Fakultäten, die philosophische, umschließt drei Hauptkategorien von Gelehrsamkeit, die Philologie, die Naturwissenschaft und die Anfänge der modernen Staatswissenschaft. Von den Jüngern und Meistern dieser drei finden sich die Philologen in der unmittelbar oder mittelbar dem Einflusse der Regierungen, in oberster Instanz durchweg der Reichsregierung, untergeordneten Organisation des höheren Unterrichtswesens beisammen und haben ebenso wie die Staatswissenschaftler im wesentlichen nirgend anders ihre Zukunft und ihr Heil zu suchen, als in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu staatlichen Behörden.

Die Angehörigen der naturwissenschaftlichen Abteilung der in scholastischer Zopfigkeit noch immer für ein zusammengehöriges Ganze ausgegebenen philosophischen Fakultät sind es allein, die sich auf die Freiheit ihrer Wissenschaft und die Unabhängigkeit ihrer Personen noch im Ernste etwas zugute tun könnten.

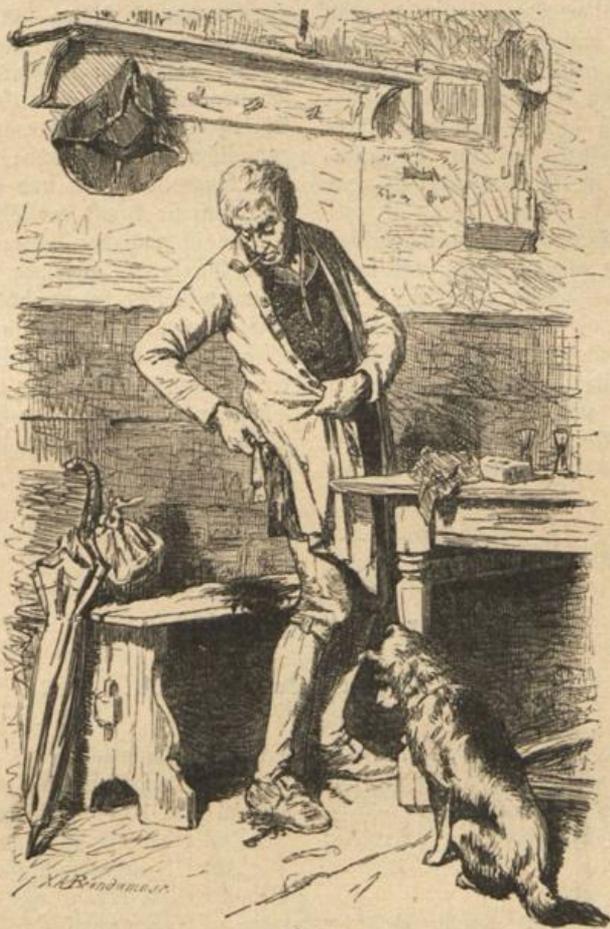
Sie teilen diesen Vorzug mit dem größten Teile der zur vierten und letzten der Universitätsfakultäten gehörigen Gelehrten, die,

wenn Vernunft und Wissenschaft allein in den Universitätsrichtungen ihren Ausdruck fänden und nicht dem mumifizierten Unverstand historischer Ueberlieferung den Vorrang lassen müßten, mit ihnen in eine und dieselbe wissenschaftliche Abteilung gehörte — mit den Medizinern.

Naturwissenschaftler und Ärzte bilden die in jeder Beziehung unabhängigste aller Kategorien von Gelehrten, und — grade die Ärzte und Naturwissenschaftler sind es, über die das Reichsgesundheitsamt das Netz staatlicher Organisation werfen will.

Man wende mir nicht ein, daß es sich ja bei der vorliegenden Frage zwar um die Ärzte im allgemeinen, bei weitem aber nicht um alle Naturwissenschaftler handelt, sondern eben nur um die Chemiker, welche doch nur einen verhältnismäßig bescheidenen Teil von jenen bilden.

Diese Beschränkung kann nämlich ganz offenbar nur eine vorläufige sein, denn fast aus allen naturwissenschaftlichen Spezialfächern werden sich die Untersuchungsstationen und die Gesundheitsausschüsse Succurs holen müssen. Die Meteorologen sowohl, als die Mineralogen, Botaniker und Zoologen, die Physiker nicht weniger als die Psycho-Physiker, selbst die Geologen und Astronomen werden zu Rat und Beistand bei den sich sofort



Die verunglückte Medizin. (Seite 376.)

als notwendig und unerlässlich herausstellenden Arbeiten herangezogen werden müssen.

Und nun mache man sich einen schwachen Begriff von dem ungeheuren Zuwachs an Umfang und Macht, welchen die Organisationen zur Pflege der öffentlichen Gesundheit gewinnen müßten, und denke sich dazu einen auch diese wissenschaftlichen Organisationen leitenden Staatsmann, — er mag so klug sein, als er will — je klüger, desto eiserner wird er vermutlich sein, — — ist da auch nur im entferntesten daran zu denken, daß die Wissenschaft sich auf diejenige Höhe hinaufschwingen oder sich darauf erhalten könnte, auf der sie stehen soll zum Heile der Menschheit — die nichts Erhabeneres besitzt, als die Wissenschaft und ihre Zwillingschwester die Kunst —, auf der somigen Höhe absoluter Freiheit von allem, was außer ihr selbst ist!??

Nein — so nötig die Wissenschaft die Organisation braucht, eine alle ihre Meister und Jünger umspannende und einende Organisation, damit sie, wie es ihrer würdig ist, rasch und nach den am meisten Erkenntnis und Segen bringenden Zielen fortschreiten könne, — so sicher ist, daß diese Organisation ihren Boden und ihre Bande, ihre Organisirten und ihre Organisatoren, ihre Mitarbeiter und Leiter nur in den Reihen der Männer der Wissenschaft selbst finden darf.

Die Regierung rege zu solcher Einigung und einheitlichen Arbeit nach Kräften an, sie räume ihr alle politischen und wirtschaftlichen Hindernisse aus dem Wege, — soweit es in ihrer Macht steht, — sie hole sich bei ihr möglichst oft Auskunft und Rat, sie suche die Gesetzgebung mit den Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu bringen, — aber sie überlasse die Berufung der Mitglieder der Untersuchungsstationen und Gesundheitsausschüsse der freien Wahl der beteiligten Berufskreise, sie verzichte auf den Vorsitz in den Gesundheitsausschüssen für ihre, ihr be-

greiflicher Weise sehr am Herzen liegenden Vorsteher der Polizeiverwaltung und beweise die echter Wissenschaft gebührende Achtung dadurch, daß sie das Reichsgesundheitsamt nicht zu einem Anhängel der obersten Reichsbehörde mache, sondern ihr bereitwillig den Rang einer völlig autonomen Körperschaft gewähre, welche sich weder um Kanzler noch Reich, sondern allein um die Wissenschaft zu kümmern braucht.

Der Verfasser weiß sehr wohl, daß die Zahl der ordens- und auszeichnungslustigen Gelehrten noch immer ungemein groß ist, — er weiß, daß es viele Männer der Wissenschaft gibt, welche sich in abhängigen Stellungen außerordentlich behaglich fühlen und mit ihrer Abhängigkeit prunken und prahlen, wie es z. B. der weltberühmte berliner Naturwissenschaftler Dubois-Reymond tat, als er sich stolz zur geistigen Leibgarde seines Herrscherhauses zählte — derselbe, dem der deutsche Kaiser einmal nach einer an Begeisterung Außerordentliches leistenden Aneube gesagt haben soll: Dubois noch ein Wort mehr und ich wäre hinausgegangen! — er weiß also auch, daß sich übergenug Ärzte, Chemiker u. s. w. finden würden, welche in die staatliche Organisation des öffentlichen Gesundheitswesens eintreten würden ohne langes Besinnen und die meisten sogar ohne das Bewußtsein, daß sie damit der Wissenschaft irgend etwas vergeben, — aber er ist auch der Ueberzeugung, daß der weitaus größte Teil aller Gelehrten, gleichwie ein beträchtlicher Bruchteil des gesammten Volkes bei reiflicher Ueberlegung erkennen und vielleicht auch zugeben wird, daß die der Wissenschaft der Gesundheitspflege nötige Niesenorganisation, — aus der zum guten Teil die Zukunft der Wissenschaft überhaupt erwachsen kann, — besser, würdiger und gedeihlicher in voller — ich möchte sagen — olympischer Freiheit von aller Regierungsbeeinflussung sich gestalten müßte.

Der Eltern Sünde.

Eine Skizze nach dem Leben von M. . . B. . .

(Schluß.)

Eines schönen Tages fand sich Frau von G. bei Adriennens Mutter ein und hielt ohne alle weiteren Vorbereitungen für ihren Sohn um die Hand der Tochter an.

Frau von B. wies die Besucherin in reservirter Freundlichkeit direkt an Adrienne.

Diese lehnte kurz und entschieden ab.

„Als ich zum erstenmale in Ihr Haus trat, brachte ich Ihrer ganzen Familie die wärmste Sympathie entgegen, insbesondere auch Ihrem Herrn Sohne, der mir stets in wirklich liebenswürdiger Weise entgegentrat. Aber nur zu bald begann meine Zuneigung zu schwinden, als ich wahrnahm, daß man mit mir ein Spiel trieb, durch das ich mich beleidigt und gedemüthigt fühlen mußte — —“

Frau v. G. machte eine Bewegung, als wollte sie Adrienne einzuhalten nötigen. Aber Adrienne wollte ihr Herz ausschütten und ihrem Zorne über das, was sie als Schmach empfand, freien Lauf lassen. Deshalb fuhr sie fort:

„Ich war Ihnen nur lieb und wert als die Erbin von Reichtümern, — das ließen Sie mir nur zu deutlich fühlen und das war es, was mir unerträglich werden mußte. Auch war es mir, als wenn Sie wähten, über mich irgend eine geheimnisvolle Macht zu besitzen, als seien sie der Ueberzeugung, daß Sie mich im letzten Falle zwingen könnten, zu tun, wie Ihnen beliebt. Das entfremdete mich Ihnen und Ihrem Sohne vollends und darum kann und werde ich niemals ihm nahetreten — —“

Frau von G., die gewandte, nie um Worte und Mittel verlegene Frau, stand ratlos diesen offenherzigen Erklärungen gegenüber, sie biß sich schweigend auf die Lippen. Sie wollte sich erheben, um wortlos zu gehen. —

„Bleiben Sie noch,“ jagte Adrienne, „vielleicht finden wir

einen Ausgleichspunkt. — „Bedürfen Sie der Hilfe, so bin ich bereit dazu, sie zu gewähren; ich habe augenblicklich ein Kapital von 10 000 Talern zur Verfügung — —“

Jetzt erhob sich Frau von G. in höchster Entrüstung. „Psui!“ unterbrach sie Adrienne, „so niedrig von meinen Bekannten zu denken und ohne allen Grund, dies dachte ich, wäre bei Ihnen unmöglich! Genug der beleidigenden Worte. Ich kenne Sie fortan nicht mehr, aber ich sage Ihnen, Sie werden Sich dereinst der schnöden Abweisung erinnern, die Sie wagten, mir und meinem Sohne zuteil werden zu lassen.“

Ohne Abschied zu nehmen eilte sie hinaus.

„10 000 Taler,“ murmelte sie, als ihr kleiner Fuß das Trittbrett ihrer Equipage berührte, „warum nannte sie nicht das Fünffache — und es wäre gut gegangen. — Aber nein! jetzt ist's vorbei! — Rache, Rache das sei mein einziger Gedanke! Bald soll es aus sein mit deinem Stolze, Adrienne, aus für immer. —“

Einige Zeit nach dieser Unterredung tauchte in den Salons ein Fremder auf, der binnen kurzem die Augen der ganzen Damenwelt auf sich zog; es war ein gewandter, fein gebildeter, dazu schöner und reicher Mann aus gräflichem Geschlechte, der um die Welt kennen zu lernen, seine ungarischen Besitzungen verlassen hatte und eine Reise durch alle größeren Städte Europa's zu vollenden im Begriffe war. —

Adrienne lernte ihn bald kennen — beide fühlten Zuneigung zu einander. — Das war der Mann, wie ihn Adrienne sich gedacht und erträumt; — was sie auch nur mit ihm sprechen mochte, er war nicht nur imstande auf das angeschlagene Thema einzugehen, er erweiterte auch Adriennens Blick für die Sache

durch Erörterungen, die sein reicher Geist stets interessant zu machen vermochte. Er war der Mann, der sie aufnehmen und aufleben lassen konnte in dem Bereich seines Geistes, der einen strengen und stolzen Charakter hatte, so daß sie an ihm eine Stütze finden konnte in allen Wendungen des Lebens. Er war schön, jung, reich, von edler Geburt gleich ihr — und wie die Harmonie des äußeren war, so war auch die innere, die ihrer Seelen. —

Der Graf von A. hatte nur ein Vorurteil, — eine Schwäche, wie sie bei seinen Standesgenossen häufig und erklärlich ist, — er glaubte sich hocheben über alles, was nicht vornehmer Geburt war. Ihm erschienen alle Nichtadligen wie die Angehörigen einer niedrigeren, weit in Geist und Gesittung zurückgebliebenen Menschenrace, — zu dieser Ueberzeugung hatte man ihn von frühester Jugend an erzogen, — seine Eltern und Lehrer hatten ihn mit ängstlicher Sorgfalt von jeder intimeren Berührung mit den niederen, minder von Glück begünstigten Leuten ferngehalten, auf den Universitäten und in der Armee hatte er ausschließlich mit Standesgenossen verkehrt, — so war es ihm nicht möglich geworden, für das Leben und Treiben, das Denken und Fühlen des Volkes auch nur eine Spur von Verständnis zu gewinnen. Dazu kam, daß eine sogenannte Mesalliance, eine Mißheirat, die sein Bruder mit einem bürgerlichen Mädchen geschlossen, von den übelsten Folgen gewesen war, indem dieses in kurzer Zeit den reichen Gemahl durch Leichtsinns und Untreue an den Bettelstab gebracht und zum Selbstmorde getrieben hatte. — Er war der einzige Bruder des Grafen gewesen und er hatte ihn über alles geliebt. — Seit jener Zeit haßte der Graf das gesammte bürgerliche „Paar“. Für ihn war eine Mesalliance nunmehr ungeheuerlich und undenkbar, und daß Adrienne von altem Adel war, erschien ihm nicht als der kleinste ihrer Vorzüge.

So entschloß er sich denn, um ihre Hand anzuhalten, und Adrienne v. B. fühlte sich beseligt, die Seine zu werden. Die Familie von G. war über die Verlobungsanzeige, ob schon sie vorauszusehen gewesen, betroffen und erbittert. — Sie hatte sich während der letzten Zeit mit aller Kraft der Verzweiflung gegen den Ruin gewehrt, jetzt war ihm nicht mehr auszuweichen. — Da gellte es grimmiger als je vorher „Rache, Rache“ in den Ohren der „gnädigen Frau“; hatte doch Adrienne sie retten können und es nicht gewollt — —

— — Es waren wenig Tage nach Adriennes Verlobung, als Herr von A. einen Brief mit unbekannter Handschrift erhielt. Er öffnete und las:

„Hochgeborner Herr Graf!

Es tut meinem Herzen weh, Ihnen über Ihre Braut unliebame Aufschlüsse geben zu müssen, aber ich weiß, daß Sie viel zu sehr Edelmann sind, um nicht lieber die Wahrheit voll und ganz wissen zu wollen, als in alle Zukunft getäuscht zu sein: — Adrienne von B. ist mütterlicherseits von sehr zweifelhafter Abkunft; — ihr Vater, ein Offizier, lernte eines Abends, oder vielmehr eines Nachts in einer jener undefinirbaren Lokalitäten Berlins, wo schandbarer Luft gefröhnt wird, ein junges, schönes Mädchen kennen, das ihn durch ein wenig erheuchelte Bescheidenheit sehr zu fesseln wußte. — Er faßte den Gedanken, die Arme aus dem verderblichen Kreise zu ziehen und lud sie zu diesem Zwecke ein, ihn zu besuchen. — Erlassen Sie mir alles Nähere, kurz und gut: dieses Mädchen wurde die Mutter ihrer Braut, allerdings nachdem Herr von B.

sie geheiratet hatte. Sie war die Tochter eines Schusters aus der Residenz, der sich seiner hübschen Töchter, sobald sie erwachsen waren, dadurch entledigte, daß er sie an die erwähnten Häuser gleichsam verkuppelte. — Ungefähr drei Monate nach ihrer Heirat saß Herr von B. mit meinem Gemahl in der Weinstube, sie hatten sich über ein Kartenspiel erhitzt, es kam zum Wortwechsel — mein Gemahl mochte etwas erregt sein, er spielte etwas unsanft auf die Frau des Herrn von B. an, nannte es unfein, daß er als entlassener Offizier — denn er wäre vom Regiment entfernt worden, wenn er nicht vorgezogen, selbst seinen Abschied noch vor der Hochzeit zu nehmen — noch den Mut habe, seine Kameraden aufzusuchen — Herr von B. forderte meinen Gemahl; und der Vater Ihrer Braut fiel im Duell. — Das sind die Familiennotizen der gräßlichen Braut. — Da die Duellaffaire von den Sekundanten sowohl, als von den Duellanten nur dem einfachen Ausgange nach bekannt gemacht werden durfte, wozu sie eidlich verpflichtet wurden, und als einzige Anwesende in der Weinstube nur allein von den Motiven etwas wußten, so ist die Sache geheim geblieben; — und um die Beteiligten nicht zu kompromittiren, bitte ich Sie, dem ich es nur aus reinem Interesse für seine eigene Person mitgeteilt, für immer darüber zu schweigen. — Bezüglich der Eröffnungen betreffs der Vergangenheit von Adriennes Mutter ist jedoch Verschwiegenheit zu gebieten ohne Zweck, da das Geheimnis in allen Kreisen durch mich bekannt gemacht worden, die da ist

Ihre

warnende Freundin v. G. . . .

Graf von A. war wie betäubt, als er den Brief gelesen — sofort, nachdem er sich erholt, eilte er zu der Mutter seiner Braut, um ihr offene Mitteilung von dem Briefe zu machen, — und im Falle, daß es keine Lüge war, was ihm geoffenbart wurde — für immer Adrienne zu verlassen. —

Frau von B. konnte den Brief nicht zu Ende lesen, — denn als sie las, daß sie wirklich die Urheberin des Todes ihres Gatten war, stürzten Tränen hervor aus ihren Augen und wankend verließ sie das Gemach. Der Graf eilte nach seinem Hotel zurück, ratlos, ob er mit Adrienne reden solle oder nicht. —

Aber wozu? — Was hatte er mit ihr zu tun, er hatte keine Braut mehr.

Am Abend empfing er von Adrienne einen langen Brief, in welchem sie ihm mitteilte, daß die Eröffnungen über ihre Mutter wahr seien, und daß sie ihn, wenn er sie dennoch über alles liebe, was sie nicht verlangen könne und wolle, hiermit für ewig lebewohl sage.

Der Graf dankte in kalten Worten für ihre Offenheit und erwiderte das Lebewohl — er hätte sie geliebt, und sie möge suchen ihn zu vergessen.

Am folgenden Tage war der Graf, ohne von jemand Abschied zu nehmen, verschwunden. —

Adrienne verließ mit ihrer Mutter die Stadt — und trauerte in der Einsamkeit eines an der Däner gelegenen Gutes um ihr entschwundenes Lebensglück; zwei Jahre nachdem sie verlassen worden, erlag sie einem schweren Nervenleiden. Ihre Mutter folgte ihr bald. —

Frau von G. gelang es, ihrem Sohne eine andere reiche Partie zu verschaffen und ihr Raffinement, sowie die Routine ihres Gemahls vermochten es, sich nach wie vor noch auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung zu behaupten; — auf der sie noch lange herrlich und in Freuden lebten.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(28. Fortsetzung.)

Als Franz Stein fort war, ließ sich David, wie vorher, in seinen Lehnstuhl nieder und brannte sich eine Cigarette an.

„Glücklicher Mensch — dieser Stein! Wie ihn das Verschwinden seiner Braut gepackt hat! Er vermag noch Unglück

und Seelenschmerzen zu empfinden, — nicht bloß Widerwillen und Ekel, — darum vermag er auch noch um sein Glück, um eine Zukunft zu kämpfen — — Zukunft!! Bah — ich habe auch eine — und eine viel bessere — die beste sogar, — so

wahr ein Schopenhauer gelebt hat, schade nur, daß er eines sogenannten natürlichen Todes — Lungenschlag — wie ordinär! — gestorben ist.“

Er stieß mächtige Dampfwolken von sich und fuhr dann fort:

„Aber ist nicht die blaue Bohne auch ein ordinäres Mittel, durch die Ausgangspforte des, Leben genannten, stückweisen Sterbens zur Nirvana einzugehen? Und wie ordinär? Der Banquier, der die ihm anvertrauten Gelder verschuldet hat, rafft sich zur einzigen vernünftigen und anständigen Handlung auf, deren solch' ein Kerl fähig ist, und vollzieht an sich das Urteil: Tod durch Erschießen. Der Lieutenant, dem die Schulden bergehoch über die unfruchtbare Tiefebene seiner Schädelbedachung emporgewachsen sind, der hoffnungsvolle Gefreite, welcher in seinem Stolze auf die blanken Knöpfe seiner Uniform durch die feierliche Versicherung seines Kompagniechefs, daß er ein unverbesserlicher Schmierpeter sei, bis zum Verzweifeln gekränkt worden ist, — sie und all' das übrige Gesindel der am Gelde, am Verstande und am Charakter Bankrotten greift zu dem Universalheilmittel für alle Schmerzen — zur Kugel oder ihren in Gift, Strick u. s. w. bestehenden, noch weniger fashionablen Surrogaten. Jämmerlich — daß unsereiner auch da, wo er am guten Ende des elenden Lebens angekommen ist, solcher Sippe nicht entrinnen kann, — unsereiner, der nicht deshalb der Welt den Rücken kehrt, weil er kein Geld hat, sondern weil er zu viel hat, nicht weil sein Verstand und sein bißchen Charakter beim Teufel ist, sondern grade weil er an Verstand und Charakter über die ihn unwimmelmelnden zweibeinigen Kriechtiere emporragt, wie der Chimborasso über den Kreuzberg. Aber was ist da zu tun? Nichts weiter, als daß man sein seliges Ende etwas dramatischer und pikanter gestaltet, als es gemeinhin zu geschehen pflegt. Aber wie?“

Er machte eine Pause, warf das Mundstück der verrauchten Cigarette mitten ins Zimmer, zündete sich eine frische an und hub von neuem langsam und halblaut vor sich hinstehend an:

„Der Gedanke an Elfriede will mir seit den letzten Tagen nicht aus dem Kopf, — wenn ich ihr eine letzte, größte Ehre erwiese — —? Aber was wird dann aus Frank, dessen Begleitung im Grunde auch nicht übel wäre? Eine Lektion, eine derbe Lektion hat er sich redlich durch die gewalttätige Einmischung in die Angelegenheiten Steins verdient, — aber wäre das eine Lektion?“

Er sprang auf und warf die kaum angebrannte Cigarette weit von sich, um einigemal rasch im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Nun — wollen ja sehen! Vorerst an die Arbeit! Endlich einmal wieder etwas zu tun und — insoweit ich dem Stein den tollen Frank vom Leibe halte, solange jener nach seiner Geliebten sucht und um sie kämpft, — auch etwas nützliches zu tun. Das ist ein würdiger Abschluß der Komödie, und es ist ganz in der Ordnung, wenn der Vorhang endlich fällt.“

Er begab sich in sein Ankleidezimmer und machte sich binnen kurzem zum Ausgehen fertig.

Gleichzeitig hatte er sein Cab anspannen lassen und nun fuhr er, mit eigener Hand kutschierend, einen sehr jugendlichen Diener hinter sich in lausendem Trabe durch die Straßen der Stadt nach einer großen Restauration weit draußen in einer der Vorstädte, das wegen seines mehrere tausend Personen fassenden, mit prächtigen Baumpartien geschmückten Gartens im Sommer ein vielbeliebter Aufenthaltsort für die Bewohner der Hauptstadt war und in seinen großen Salträumllichkeiten von früh bis spät in die Nacht zahlreich besucht war.

Ohne die wind Schnelle Gangart seines edlen Pferdes im geringsten zu mäßigen, fuhr David an dem stattlichen Portale des Restaurants vor, hielt es dann mit einzigem kraftvollen Ruck an dem Zügel an und sprang von seinem hohen Sitze so verwegen und gewandt zu Boden, als wäre er selbst ein Kunstreiter und Equilibrist.

Mehrere Studenten, die eben im Begriffe waren, in das Lokal einzutreten, wandten sich neugierig und ein wenig erstaunt nach ihm und seinem Gefährt um.

„Ah der!“ stüsterte der eine und der andre, während er

mitten durch sie hinschritt, ohne ihnen die mindeste Beachtung zu schenken.

Der eine der Studenten fügte hinzu, als David sich außer Hörweite befand:

„Wie ein Modell für einen Mephisto ist mir dieser Mensch immer vorgekommen. Die scharfen Züge des Gesichts mit den dunklen, fast unheimlich starren und stechenden Augen, diese dünnen Lippen mit dem unverfälschten, stereotypen Lächeln darum, während auf dem ganzen übrigen Gesichte abstoßende, menschenfeindliche Kälte lagert, diese mitunter zutage tretende tigerartige Gewandtheit der Bewegungen bei der gesuchten Ruhe, oder besser, der übertriebenen Pomadigkeit des gewöhnlichen äußeren Verhaltens, — alles ganz so, wie ich es mir nur bei einem Stück Gottscheismus in Menschengestalt denken kann!“

„Na — na, Schleiermacher,“ erwiderte einer der andern Studenten, „das heißt dem da doch gar zuviel Ehre antun. Ein Gemisch von Plutokrat und Aristokrat, oder noch treffender von Börsenjude und Gardelieutenant — weiter nichts, ein ganz unschädliches Individuum, den man bloß nicht anzusehen braucht, wenn man sich nicht ärgern und in seinem allgemeinen Bierbehagen gestört sehen will.“

„Ob du das Zeug zu einem berühmten Menschenkenner und Psychologen hast, biedres Faß, möchte ich mir zu bezweifeln erlauben,“ antwortete der erste Sprecher. „Ich will dir nur wünschen, daß du mit dem nie etwas Ernstliches zu tun hast, damit dein allgemeines Bierbehagen nicht empfindlich gestört werde.“

Indessen waren die Studenten in den größten der Restaurationsäle eingetreten und gingen nach der Ecke, wo mehrere im rechten Winkel aufgestellte Tische ihren Stammsitz für den Frühshoppen bildeten.

„Lächerlich!“ brummte das Faß. „Dem Kerl wollt' ich lehren, was ein bemooster Burtsche, wie ich, für eine Klinge schlägt — So'n Hasenfuß von Zoologe freilich — —“

Der Kellner brachte eben eine ganze Menge gefüllter Biergläser geschleppt, von denen Faß mit möglichster Beschleunigung eines annektirte, um es sofort bis auf den letzten Tropfen zu leeren.

Willibald David hatte bereits Platz genommen — nicht weit von dem Stammtische der Studenten, die er durch sein goldgefaßtes Pincenz der Reihe nach musterte.

„Von dem Frank keine Spur,“ brummte er gähnend vor sich hin. „Es wäre verteuflert, wenn ich ihn nicht gleich hier erwischte. Kellner!“

Der Kellner, welcher der Sitte des Lokals folgend, ohne zu fragen ein Glas Bier vor David niedergestellt hatte und sich bereits wieder entfernte, kehrte zurück:

„Der Herr befehlen?“

„Kennen Sie den Studenten von Frank?“

Der Kellner sah David verwundert an:

„Den Herrn Baron von Frank, der Erste von den Sueven — ich habe die Ehre.“

„Kommt Frank täglich zum Frühshoppen?“

„Der Herr Baron sind allerdings fast jeden Tag bei uns, aber oft nur auf einen Schoppen — er tut, was er will, während die andern Sueven den Frühshoppen nicht schwänzen dürfen und auch nicht einzeln weggehen sollen. Doch da, sehen Sie, mein Herr, dort kommt der Herr Baron von Frank schon — das ist ein patenter Student — der nobelste auf der ganzen Universität und sehen Sie nur den herrlichen Leonberger, den er sich vor kurzer Zeit angeschafft hat — ein Prachtthund, wie ich in meinem ganzen Leben noch keinen Hund gesehen habe —“

„Gut, — gehen Sie,“ sagte David so kalt und verächtlich, daß der Kellner rot wurde vor Aerger über diese Art, die Unterhaltung zu beendigen, und leise vor sich hin räsonnierend von dannen ging.

Frank, der raschen, elastischen Schrittes daher kam, wurde von seinen Bundesbrüdern lebhaft begrüßt.

„n' Morgen Thor! s' ist famos, daß du heut so zeitig kommst — du hältst hoffentlich auch wieder 'mal 'n ganzen Frühshoppen über bei uns aus!“ rief der eine.

„Laßt ihn nur, den Liebling der Fortuna und der Venus!“ rief der andere. „Der hat bessres zu tun, als mit uns Frischschoppen zu zechen. Denkt euch, als ich gestern Vormittag zu ihm ging, kam mir ein bildhübsches, reizend unternehmend aussehendes Mädchen auf der Treppe entgegen, das ihm wie ich eine Morgenvisite machen wollte und schon zum zweitenmale, wie mir seine in gewisser Beziehung riesig tolerante Wirtin sagte, vergeblich zuhause gesucht hätte.“

„Thor, ich komm dir 'n Ganzen auf's Spezielle,“ rief Daß dazwischen. „Alles, was du liebst, soll leben.“

„Alles, was ich liebe!“ sagte der Angeredete achselzuckend

und kühl. „Das wäre nicht übermäßig viel — wenigstens der Zal nach. Und was den bildhübschen Besuch anlangt, so will ich ihn der Couleur schenken, wenn ihr wollt; ich brauch' ihn nicht, ich war der Kleinen nur ein halbes Duzend Flaschen Champagner schuldig für einen Dienst, mit dem weder Venus noch Fortuna etwas zu schaffen haben, viel eher Eris, die Göttin des Streites —“

„Er spricht in Rätseln, wie so oft,“ meinte Schleiermacher, „laßt ihn nur. Seine Wege sind nicht unsre Wege und seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken — —“

David hatte kein Wort von alledem verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Kapitel Weltsprache

schreibt der berühmte Sprachforscher Max Müller in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ folgendes ganz besonders Beherzigenswerte:

Was will die Sprache?

Sie will gar vieles, und vieles hat sie vollbracht. Ja alles, was wir sind und was wir haben, nennt es, wie ihr wollt: Denken, Wissen, Schaffen, ohne die Sprache wäre es nicht.

Was wollte aber die Sprache vor allem, als sie hervorbrach in Tönen und die Worte auf Flügeln des Gesanges herausflogen in die weite Welt.

Sie wollte die fremden Menschen rufen wie der Vogel den Vogel ruft, sie wollte die dunkeln Nebel zerstreuen, welche den Nächsten vor den Blicken des Nächsten verhüllen, sie wollte die alten Freunde wieder versammeln aus Weit und Fern. Millionen wollte sie umschlingen und das erste Wort war der erste Gruß, der erste Kuß der ganzen Welt.

Aber was die Sprache gewollt, das haben die Sprachen zerstört. Die Sprachen vereinigen die Menschen nicht, sie trennen sie, mächtiger als Meere und Berge. Die Vögel im Walde verstehen noch immer ihren alten Ruf; — die Menschen verstehen sich nicht mehr. Wie ein Vogel im Käfig, so ist der Menschengeist in seiner eigenen Sprache gefangen. Er strebt hinaus in die frische, freie Luft, aber die eisernen Stäbe der Sprache treiben ihn zurück, bis er endlich den alten Traum der Menschheit vergißt, und die Menschen, die in anderen Käfigen leben, Schwärzer (Mlekkha), Stumme (Njemtz), wenn nicht Barbaren nennt.

Da gibt es nun sehr weise Leute, die sagen uns, es müßte so sein, es könnte gar nicht anders sein. Es war keine Strafe, sagen sie, daß die Sprachen verrückt wurden, so daß keiner des andern Sprache vernahm: es war ein Segen, daß die Menschheit sich trennte, denn nur so konnte in vielen kleinen Kreisen der ganze Reichtum der Menschennatur verwirklicht werden.

Schön! schön! Es gibt eine Weisheit, die meint, daß alles, was wirklich ist, vernünftig ist. Es gibt aber auch eine andere Weisheit, die dafür sorgt, daß etwas wenigstens von dem, was vernünftig ist, wirklich werde.

Die etwa tausend Sprachen der Menschheit sind die reine Unvernunft, denn was sich selbst widerspricht, ist und bleibt trotz aller Philosophie unvernünftig, und daß eine Brücke ein Graben sei, das widerspricht sich selbst.

Nun ist aber das Reich der Unvernunft gar groß und mächtig und läßt sich nicht auf einmal über den Haufen werfen. Auch sind seine Minister gar kluge Leute. Niemand spricht so vernünftig als diese Priester der heiligen Unvernunft. Wollen sie etwas recht Schlechtes verteidigen, so heissen sie in Mönchskutten einher. Wenn sie etwas recht Dummes zu sagen haben, legen sie den akademischen Talar an. Gibt es etwas wahrhaft Gemeinnütziges zu hintertreiben, so setzen sie die phrygische Mütze auf, oder schmüden sich mit vaterländischen Farben und Fahnen.

So haben sie unter der Maske des Patriotismus die Völker berebet, daß es nichts Unantastbareres, nichts Heiligeres gebe, als ihre Mutterprache und daß ein Volk aufhöre ein Volk zu sein, wenn es seine Sprache aufgibt. Die Walliser sollten nur immer wallisisch, die Wallonen wallonisch sprechen und schreiben, sonst begingen sie Hochverrat an sich und an ihren Vätern. Jetzt gibt es kaum eine Sprache, kaum ein Volk, klein oder groß, das nicht zu dieser Lehre bekehrt wäre.

Japan allein macht eine Ausnahme und beschämt die ganze Welt. Als dieses Volk von gegen 35 Millionen, mit einer Zivilisation und Literatur älter als die meisten Europas, aus seinem Schimmer erwachte und eine Welt um sich sah, in der es fremd und unverstanden da stand, fühlte es, daß es mit seiner Sprache, wie mit einer Kugel am Fuße, nie in den Wettlauf der Menschheit eintreten könne. Und die wahren Patrioten des Landes, denen das Wohl der Nachwelt mehr am Herzen lag, als die Bequemlichkeit ihrer Mitwelt, beschloßen, daß in allen Schulen des Landes Englisch gelehrt werde, damit das heranwachsende Geschlecht in geistigen Verkehr treten könne mit dem Volke von England und Amerika, ja mit den Pflanzstätten der ganzen Welt. Soll die Mutterprache deshalb ausgerottet werden? Nein, sie soll bleiben und wird bleiben für lange Zeiten, als die heimliche und vertrackte des Hauses und des Herdes, der Liebe und des Leides, so wie die Schleswig-Holsteiner ihre „Moder praf so slicht und recht“ sich nicht wollen rauben lassen, trotzdem sie auf dem Schlachtfelde des Geistes die Sprache Luthers und Goethes ebenso kräftig zu schwingen wissen, wie Schwaben und Baiern.

Poetische Aehrenlese.

Es klopft des Frühlings —

Es klopft des Frühlings grüne Hand
An Herzen jezt und Türen,
Und wer dies Klopfen recht verstand,
Läßt gerne sich verführen.

Der Schnee zerfließt im tiefen Tal
Vor seines Odems Wunder;
Wer's redlich meint, folgt mir zumal
Zur Laube von Hollunder.

Den vollen Becher an den Mund,
Bei heitern Frühlingsstimmen
Seh' ich in seinem goldnen Grund
Des Liebchens Bildnis schwimmen.

Wenn Sorge mir das Herz zerreißt,
Heut wird sie flugs vertrieben,
So fühl' ich erst, was Leben heißt,
Was Frömmigkeit und Lieben.

Dem Winke der Pedanten taub
Schwelg' ich in Lenzesgaben,
Und will mich statt im Büderraub
Im Blütenstaub begraben.

Adolf Böttger.

Pfahldorf. (Illustr. S. 369). Am Schlusse des größeren Artikels: Die Urkunden des Menschengeschlechts in Nr. 25 und 26 ist jener Wohnungen unserer Vorfahren gedacht worden, die auf im Wasser eingerammtem oder versenktem Pfahlwerk errichtet waren. Unser Bild bringt nun die Rekonstruktion eines solchen Pfahldorfes im Züricher See, wo man bekanntlich in den fünfziger Jahren eine große Anzahl von Spuren dieser eigentümlichen früheren menschlichen Behausungen gefunden. Um die Szene zu beleben, teils wol auch um unsere Anschauungen über jene längst entschwundene Zeit zu bereichern, hat der Zeichner uns auch zugleich im Vordergrund die Bewohner jener Hütten, wie sie mit ihrer Beute von der Jagd heimkehren, geschildert. Daß das Wohnen und Leben damals nicht besonders schön und heiter gewesen sein mag, lehrt das stumme Bild in sehr beredter Sprache und überhebt uns so jeder weiteren Auseinandersetzung. — Von Pfahldorf hat man schon seit alten Zeiten gewußt, und schon die altgriechischen Schriftsteller erzählen davon. Aber seit jener Entdeckung im See bei Zürich durch Dr. Ferdinand Keller wie in anderen Seen der Schweiz hat man auch an anderen Orten Europas nachgeforscht und Ueberreste von solchen Pfahldorfbauten bei Bismar, in märkischen Flüssen und Seen, in den Seen des bairischen Hochlandes, im Gardasee und andern oberitalischen Seen, bei Pyritz in Hinterpommern und im Hylflusse Neuvorpommerns, aufgefunden. Aber auch in anderen Weltteilen trafen die Europäer auf solche in Flüssen und Seen erbaute Pfahlwohnungen. Andere Völkerstämme wie z. B. die Inselaner Ostasiens wohnen auch auf dem Lande in Hütten, die von hochstehenden Pfählen getragen werden. Was bei den alten Völkern Veranlassung gewesen sein mag, diesen Brauch einzuführen, ist wol noch nicht genügend erkannt worden, so bedeutend auch das Material ist, welches die Pfahlbauten für die Vorgeschichte der Menschheit geliefert haben. Zum Schluß teilen wir unsern Lesern noch mit, daß der Entdecker der schweizer Pfahlbauten am 21. Juli 1881 im Alter von 81 Jahren gestorben ist. Anfangs hielt man die Mitteilungen über seine Entdeckung für ein Märchen und erst als man sich der Pfähle im Neuenburger und anderer schweizer Seen erinnerte und nähere Forschungen anstellte, fing man an, seine Behauptungen glaubwürdig zu finden. Aber auch erst dann bekamen sich die Philologen auf die Stellen in den alten Schriftstellern, welche gleichfalls von solchen Pfahlwohnungen berichten.

urt.

Die verunglückte Medizin. (Illustr. S. 371). Unserm Steffen geht es ähnlich wie jenem Bekannten, der die Nase fürchtbar hoch trug und sich in alle Himmel irdischen Ruhmes träumte, dabei aber über einen Stein stolperte und so mit seinem Niechorgan in eine Pfütze fiel — ein Vorfall, der ihn eindringlich genug ermahnte, wie schwierig es selbst bei der lebhaftesten Phantasie wird, die gemeine Anziehungskraft der Erde zu überwinden. Nur hat Steffen keine hochfliegenden Pläne und geizt nicht nach billigem Ruhm und Ehre. Er hat nur aus dem ganzen Wege von der Stadt nach seinem Heimgatsdorfe die Säcke Korn und Kartoffeln und sonstige Erträgnisse seines Fleißes überzählt, welche ihm die heutige Ernte bringen soll und dabei ganz vergessen, daß ihm die Lise, seine beste Kuh im Stalle schwer erkrankt ist, daß er sich, um sich dieselbe am Leben zu erhalten, auf Anraten des Tierarztes in die Stadt begeben, um eine große Flasche Medizin zu kaufen und endlich daß er dieses Heilmittel in einer der mächtigen hinteren Taschen seines leinwandnen Kittels geborgen hat. Sinnend und träumend ist er dahin gewandelt, bis mit einemmale das Schild eines Wirtshauses an der Landstraße ihn freundlichst zur Einkehr geladen. Wer wird es ihm verargen, daß er dieser Einladung nicht genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermochte? Ein „Bittre“ nach so beschwerlichem Marsche stärkt, denkt er und tritt ohne langes Besinnen ein. Das Padet pfälzer „Kanaster“ sammt Sackud wird vorsichtig und gewohnheitsgemäß aus der andern hinteren Rodtasche hervorgeholt, auf den Tisch gelegt und nun in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sich fest auf die mächtige Holzbank gesetzt. Aber o weh, was war das! Ein verächtliches Krachen und Knistern, ein Handgriff nach der gefährlichen Stelle und jetzt wird dem Steffen die Situation voll und ganz klar. Was er hervorzieht, sind nur noch die Scherben jenes Gefäßes, von dessen Inhalt das Leben seiner „Lise“ abhängen sollte. Was nun? Wir wissen's nicht und es ist auch höchst gleichgültig wie sich Steffen aus dieser Patsche hilft; für uns genügt die lebenswahre Darstellung dieses Momentes vollkommen. — Adolf Lüben, dem wir dieses reizende Genrebild verdanken, wurde 1867 als Sohn deutscher Eltern in Petersburg geboren, begann 1853 in Berlin seine künstlerische Ausbildung und setzte dieselbe 1860 in Antwerpen fort. Hierauf widmete er sich eine zeitlang der Landwirtschaft, lehrte dann aber in Berlin zur Malerei zurück und nahm 1876 in München seinen Wohnsitz. Sein Lieblings- und Hauptfach ist das Genre, und was er darin zu leisten vermag, zeigt vorstehendes Bild. Naturwahrheit und seine Charakteristik spricht aus allem, und man betrachte nur das Gesicht des Bäuerleins und die Aufmerksamkeit seines „Ami“, um die echte künstlerische Leistung zu erkennen. Vielleicht findet man dann auch heraus, wer von den beiden das Malheur mit größerer Philosophie erträgt als der andre. nrt.

Literarische Umschau.

Auf der Höhe. Internationale Revue, herausgegeben von Leopold von Sacher-Masoch. Leipzig, Verlag von C. L. Morgenstern.

Diese sich in einem sehr stattlichen Gewande präsentierende, in großem Stile angelegte Zeitschrift will sich durch ihren Titel charakterisieren: „Wir wollen uns in jeder Beziehung „auf der Höhe“ halten“, heißt es in dem dem ersten Heft vorausgeschickten Programm, „wir werden über den Parteien stehen“. Das ist gewiß ein sehr vernünftiges und sehr ehrenwertes Vorhaben, welches allein für sich schon Grund genug gibt, das Erscheinen dieser neuen Revue in der Reihe, oder vielmehr außer der Reihe der in den letzten Jahren mehrfach entstandenen Monatschriften freundlich willkommen zu heißen. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die letzteren alle, ohne Ausnahme, in ihrem Rahmen nicht das völlig treue, alle einzelnen Momente umfassende Spiegelbild des gesamten modernen Kulturlebens und -strebens bieten, welches man von einer derartigen Revue verlangen darf. Welch' eine hohe Aufgabe sich demgegenüber die neue Zeitschrift gestellt, geht weiter aus den Worten des Programms hervor: „Wir werden uns nicht damit begnügen, auf politischem wie auf nationalem, auf religiösem wie auf wissenschaftlichem oder literarischem Gebiete jede Einseitigkeit, jede Gehässigkeit auszuschließen; was wir anstreben, ist viel mehr, unsere Revue soll ein neutraler Boden werden, auf dem keine Interessen gelten als jene der ganzen Menschheit, auf dem sich die bedeutenden Geister aller Nationen und Richtungen offen und gleich, aber stets würdevoll aussprechen sollen“. Wenn das Blatt diese Aufgabe erfüllt, dieses Ziel immer und unverrückt im Auge behält, dann kann es in der Tat Großes leisten und von höchster Bedeutung werden, dann ist es die Pflicht aller wahrhaft Gebildeten und ehrlich Strebenden, von ihm Kenntnis zu nehmen und ihm an ihrem Teile Verbreitung, Gewicht und Einfluß verschaffen zu helfen. Schon das 160 Seiten starke umfassende erste Heft bietet uns vollen Anlaß, an den Ernst des Herausgebers zu glauben. Ein schwingvolles, kräftiges Gedicht Hermann Linggs, eines der wenigen modernen Dichter, die der Zeit an den Puls fühlend und sie zu verstehen und im guten

Sinne zu beeinflussen suchen, ist ihm als weisevoller Prolog vorausgeschickt. „Die Genien der Menschheit“ lautet seine Ueberschrift —

„Ich“, sprach der Hellste dann, ich gründe
Für ein künftiges, besseres Geschlecht
Menschlichkeit, aller Völkerbünde
Höchstes Gesetz, und erstes Recht.

Al' der Kühnen wird froh gedacht,
Die des Eises Beste gebrochen,
Die des Polarmeers ewige Nacht,
Felsen und trennendes Land durchstochen
Und die Wüsten fruchtbar gemacht.
Allen auch, die Blut und Leben
Gegen Willkür und Uebermacht
Todesfreudig dahingegeben.

Also die Genien, und heiligen Mutes
Ueber verwüsten Heere Zug,
Ueber den Strömen vergossenen Blutes
Schwingt sich der Zukunft entgegen ihr Flug —

heißt es darin.

Das Arrangement des Inhalts muß man als ein sehr geschicktes bezeichnen. Außer belletristischen Beiträgen (darunter einer vom Herausgeber: „Der Judenraphael“) enthält das Heft u. a. folgende gediegene Arbeiten: „Oesterreich-ungarische Zustände und Gefahren“ von einem verabschiedeten Staatsmann, „Ueber den Ursprung des organischen Lebens“ von Karl Vogt, „Priesenrecht und Priesenrechtfrage“ von dem leider zu früh verstorbenen Bluntzschli, „Spracheigentümlichkeiten bei Lessing“ von Daniel Sanders u. s. w. Das Mitarbeiterverzeichnis weist eine große Anzahl sehr klangvoller Namen auf, was an sich wenig sagen will, — es sind aber wirklich sehr gute, die Namen sehr tüchtiger Männer darunter. Indes auch junge Talente sollen „auf die Höhe“ kommen dürfen, — sonst läßt man sie beklaglich im dunklen verhungern. „Nicht der Mann, nicht die Person wird bei uns in's Gewicht fallen, immer nur die Sache, die Leistung“, — das ist eine sehr schöne Bemerkung des Programms. Vielleicht gelingt es dem Herausgeber, für politische und volkswirtschaftliche Aufsätze noch einige gediegene Mitarbeiter zu finden, damit möglichst, wie es das Programm ja will, alle Richtungen vertreten sind.

Besonders gefallen will uns auch, daß man in der Zeitschrift eine ehrliche literarische Kritik zu üben — es fehlt derselben dazu freilich eine besonders sehr zu wünschende Rubrik — und gegen die „Herrschaft der Clique“ die Waffe zu führen beabsichtigt, vor allem gegen die „Clique der Mittelmaßigkeiten in Berlin“, die „die Kritik beim deutschen Publikum vollständig in Mißkredit gebracht und hinter der sie nur ihre eigene Unfähigkeit zu maskieren versucht hat“. Sacher-Masoch hat beklaglich eine sehr geharnischte Broschüre „über den Wert der Kritik“ geschrieben.

So wünschen wir denn dieser internationalen Revue guten Weg; möge sie recht viele „auf die Höhe“ geleiten! Dr. M. W.

Redaktions-Korrespondenz.

Notiz. L. S.-n. Das fragliche „Schmutzmachen“ verfällt freilich strafgesetzlicher Ahndung. In folgenden Reymondischen Gedächtniszwecken wieh der bezügliche § 160 des Reichsstrafgesetzbuchs höchst eindrucksvoll in Poeste übertragen:

Wer Geld beschmelzet oder feilt
Und sonst im Wert verringert, eilt
Der rächenden Justiz entgegen,
Wenn solche Münze er verweget
Als voll zu Marten bringen will,
Ob wenig fehle oder viel —
Kriegt er Gefängnis nicht, so zahl er
Ein Strafgeld bis zu tausend Taler.
Gut ist es, wenn er nicht veragt,
Daß auch Veriuch schon strafbar ist,
Auch wer die Münz' nicht selbst beschneit,
Jedoch im Einverständnis mit
Dem Künstler, der die Tat vollzogen,
Sie weiter gibt als vollzogen,
(Vielleicht auch aus Gewohnheit nur!)
Verfällt der gleichen Prozedur.
In beiden Fällen obgenannt,
Wird oft auch Ehrverlust erkannt.

Frankfurt a. M. Frau V. Wir werden uns bemühen, Ihre Wünsche zu erfüllen, bemerken aber im vorhin, daß das garnicht leicht ist, da wir solchen Zwecken, der einem Blatte, wie die R. W., notwendigen Reichhaltigkeit des Inhalts willen, nur einen sehr beschränkten Raum zumessen können.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Helgoland. — Das Reichsgesundheitsamt und die Wissenschaft der Zukunft. (Schluß.) — Der Eltern Sünde. Eine Skizze nach dem Leben von M. . . B. . . (Schluß.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fortf.) — Zum Kapitel Weltsprache. — Poetische Lehrenlese. — Pfahldorf. (Mit Illustration.) — Die verunglückte Medizin. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau: Auf der Höhe. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinstiege 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.
Druck und Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart.